

ALLES IST ANDERS, DOCH NICHTS HAT SICH GEANDERT

WIE ES IST IN
KÄRNTEN/
KOROSKA AUF
MAZEDONISCH ZU
SCHREIBEN

Bis vor Kurzem dachte ich, dass es mir erstaunlich leichtfallen würde, über meine Erfahrungen als mazedonischer Schriftsteller, der in Kärnten/Koroška lebt, zu schreiben, sollte sich jemals die Gelegenheit dazu bieten. Ich war überzeugt davon, dass es unzählige Wege gibt, dem Unbehagen, das diese Position in mir auslöst, Ausdruck zu verleihen.

Warum also fällt es mir so schwer, anzufangen?

Vielleicht, weil die Gefahr besteht, dass die Verschriftlichung meiner Gedanken in nichts weiter als einen Ausbruch von Frustration mündet. Oder weil sich jeder Versuch, das Epizentrum meiner Unruhe zu lokalisieren, als weitaus größere Herausforderung erweist, als ich es erwartet hatte. Und vielleicht auch, weil es für einen introvertierten Autor eine schmerzhaft Angelegenheit ist, über Probleme zu schreiben, die mit außerliterarischen Faktoren zu tun haben.

Ein Mensch, der ein Land verlässt um in ein anderes zu ziehen, ist sich bewusst, dass ihn Veränderungen erwarten – nur weiß er nicht, in welcher Form diese Veränderungen zutage treten werden. Ich ahnte, dass das Überschreiten der Staatsgrenzen zugleich ein Überschreiten bestimmter innerer Grenzen bedeuten würde. Von einigen Aspekten meines bisherigen Lebens musste ich mich verabschieden und viele liebgewonnene Dinge und mir nahestehende Menschen zurücklassen.

Der Umzug bedeutete auch, dass ich das Umfeld verlassen musste, in dem ich meine Laufbahn als Schriftsteller begonnen und wo ich eine gewisse Bekanntheit erlangt hatte.

Gleichzeitig wusste ich, dass – auch wenn sich das Bild meines Alltags zwangsläufig verändern würde – neue Möglichkeiten vor mir lagen und mir andere Perspektiven offenstehen würden.

Und so überschritt ich die Grenze und brachte, zusammen mit allen Gegenständen und Erinnerungen, als stilles und unsichtbares Gepäck, auch meine eigene Sprache mit.

Ich hatte nie im Detail darüber nachgedacht, wie ich mich in der neuen literarischen Umgebung zurechtfinden und ob ich hier überhaupt als Autor erfolgreich sein würde, aber es war mir stets klar, dass ich nicht aufhören würde in jener Sprache zu schreiben, in der ich bis dahin all meine Texte veröffentlicht hatte – in meiner Muttersprache. Die Konsequenzen einer solchen Entscheidung waren zum Zeitpunkt des Umzugs zweitrangig für mich.

Wahrscheinlich wäre ich nie zu der Person geworden, die ich heute bin, wenn ich nicht ins zweisprachige Kärnten/Koroška gezogen wäre, das mir so sehr ans Herz gewachsen ist. Es tut mir gut, Teil dieser Welt zu sein, die ich lieb gewonnen habe – in dem Land, dessen Literatur ich neugierig verfolge und sehr achte. Zuerst lernte ich die slowenische Sprache und machte mich mit der Kultur und Geschichte der Volksgruppe in dieser Gegend vertraut; erst danach begann ich langsam, auch meine Deutschkenntnisse zu verbessern und versuchte – so wie ich es immer noch tue –, diese Sprache in möglichst viele Bereiche meines Lebens einzubringen.

Doch es ist das eine, ein aktiver Teil des neuen Umfelds zu werden oder sich gesellschaftlich zu integrieren – und etwas ganz anderes, aber für mich ungleich bedeutsamer: ein gleichberechtigter Teil

der literarischen Szene zu werden, so wie ich zuvor in der literarischen Landschaft meines Herkunftslandes präsent und sichtbar war. Im Grunde genommen: die Möglichkeit zu haben, mich zu beweisen, mich hervorzuheben und als Schriftsteller in der neuen Umgebung an die sichtbare Oberfläche zu gelangen.

Ich könnte sagen, dass die Tatsache, dass ich auf Mazedonisch schreibe, für mich eine Art Fortführung von Tradition bedeutet, ich könnte sagen, dass es ein Akt des Aufbegehrens ist, weil die Sprache von gewissen Seiten stets gelehnt wurde, oder dass es sich dabei um eine bewusste Entscheidung und den Versuch handelt, die Sprache vor einer möglichen Vergessenheit zu bewahren, weil die Zahl ihrer Sprechenden ohnehin immer geringer wird. Ich könnte sagen, dass ich damit das Zuhause verbinde, in dem ich aufgewachsen bin, ich könnte schreiben, dass ich auf Mazedonisch träume und mich erinnere – aber nichts davon würde vollkommen der Wahrheit entsprechen.

Ich schreibe in meiner Erstsprache, weil sie – ganz simpel ausgedrückt – ein Teil von mir ist. Für mich ist diese Sprache nicht nur ein Kommunikationsmittel, sondern, im engsten Sinne, mein Arbeitsinstrument. Mein Studium und meine beruflichen Tätigkeiten in Skopje (sei es als Redakteur, als Copywriter oder als Schriftsteller) waren stets mit Sprache als Werkzeug verknüpft und sind unweigerlich und tiefgreifend mit der Fähigkeit verbunden, entsprechend mit ihr umzugehen.

Ich habe niemals ausgeschlossen, dass ich eines Tages versuchen könnte, auf Deutsch (oder auf Slowenisch) zu schreiben – vielleicht sogar ein hybrides Genre auszuprobieren, als Experiment, in welches ich alle Sprachen zugleich einflechte. Doch der Wunsch, die Sprachen der Gesellschaft, in der ich lebe so gut zu beherrschen, dass ich sie als Ausdrucksmittel in der Literatur verwenden könnte, wird sich – so sehr ich mich auch vom Gegenteil überzeugen möchte –, höchstwahrscheinlich nie erfüllen.

Im Moment bin ich ein Romanautor, Dichter, Dramatiker, der es in keiner anderen Sprache als der eigenen vermag, schriftstellerisch tätig zu sein. Jeder Versuch, in einer Sprache zu schreiben, die nicht meine Muttersprache ist, wäre zunächst ein innerliches Selbst-Übersetzen, ein Schreiben hinter dem Schreiben.

Ich hätte nie jene Spontaneität, jenen Schwung und jene Weite, die meinem kreativen Prozess innewohnen, wenn ich die mazedonische Sprache verwende.

In manchen Momenten fühle ich mich machtlos, weil ich mein Potenzial in den in meinem kulturellen Umfeld vorherrschenden Sprachen nicht ausschöpfen kann. Um mich herum erhebt sich so etwas wie ein unsichtbarer Wall, der mich von meinem Ziel trennt, meine einfachen Wünsche erstickt und in mir das Gefühl aufkommen lässt, dass das Schreiben eines Romans dem Nichtschreiben desselben gleichkommt.

Wäre ich in Mazedonien geblieben, um dort zu arbeiten und zu leben, würde ich dort genauso weiterschreiben wie ich es jetzt in Österreich tue, in dieser Hinsicht ändert sich für mich nahezu nichts. Der Unterschied besteht jedoch darin, dass die Menschen um mich herum heute keinen direkten Zugang zu meinen Texten haben. Sie wissen zwar, dass ich schreibe, aber sie wissen weder *was* noch *wie* ich schreibe.

Auf gewisse Weise ist es, als ob ich nie fortgegangen wäre.

Dennoch hinterließ ich in dem Land, das ich zurückgelassen habe, eine Leerstelle, an der sich nun die Konturen meiner Präsenz verwischen. Und das zieht Folgen nach sich: Die Zahl der Einladungen zu Festivals, Interviews oder zur Mitarbeit in verschiedenen Jurys und Veranstaltungen nimmt ab.

Ich bin nicht mehr *dort*, wo ich mir als Schriftsteller einen Namen gemacht habe – aber ich bin auch nicht *hier*, wo die Sprache, in der ich schreibe, mich für die Mehrheit unzugänglich und unverständlich macht.

Ich befinde mich in einer Art Zwischenraum.

Oder vielmehr: Es ist ein Zustand – denn wenn du weder am einen noch am anderen Ort existierst, weder im Haus, das du zurückgelassen hast, noch in dem, in das du gezogen bist, dann wirst du auf seltsame Weise unsichtbar.

Ich denke nicht, dass man mich jemals als österreichischen Schriftsteller betrachten wird, obwohl ich gern daran glauben möchte, dass ich es bis zu einem gewissen Grad doch bin: Ich lebe in diesem Kontext wie alle anderen auch und kann selbstbewusst über lokale Themen schreiben, die auch mich betreffen – nur würde all das in einer Sprache geschehen, die einer Minderheit innerhalb der Minderheit angehört.

Ich bin ein Autor, der zwei Orten zugehörig ist und zugleich doch keinem von beiden.

Andere Künste haben von Natur aus nicht dieselbe Ausgangslage. Die Striche auf der Leinwand der Maler sind für alle Betrachtenden gleichermaßen zugänglich. Die Noten musikalischer Werke klingen in jedem Teil der Welt gleich. In beiden Kunstformen gibt es keine Barriere, wenn es darum geht, ihren Inhalt zu erfahren.

Schreibende hingegen haben – zum Glück oder zum Leid – anstelle von Pinselstrichen oder Notenschrift die Wörter, die in einer bestimmten Sprache niedergeschrieben sind. Und diese können nicht von allen Lesenden unmittelbar erfasst werden.

Vor einigen Jahren bat mich ein Bekannter aus der Nachbarschaft, einen meiner bereits erschienenen Romane im Original sehen zu dürfen. Er öffnete das Buch und blätterte durch die Seiten. Dann blieb er an einer Stelle stehen und strich mit den Fingern über die kyrillischen Buchstaben, die er nicht zu lesen imstande war. „Die Buchstaben sind wunderschön, die Seite sieht aus wie ein gemaltes Bild“, sagte er – trotz, oder vielleicht gerade wegen der Tatsache, dass er nicht zum Sinn der Sätze unter seiner Hand vordringen konnte.

Und als er mich bat, ihm einen Auszug vorzulesen, kommentierte er die Melodie der Sprache und versuchte, ihrer Klangfarbe nach Ähnlichkeiten mit anderen Sprachen zu finden, die ihm vertrauter waren als meine.

Ich dachte bei mir, dass es tatsächlich so ist: Eine Sprache, die wir nicht verstehen, sei sie auf Papier geschrieben oder von jemandem laut vorgelesen, ist für einen Augenblick nichts anderes als eine Zeichnung oder Musik. Bis man dazu durchdringt, die Bedeutung zu erfassen, die sich hinter den geschriebenen oder ausgesprochenen Wörtern verbirgt.

Der Vermittler zwischen mir und denjenigen, die meine Texte verstehen möchten, ist der Übersetzer. Das ist keine neue Erkenntnis, aber ein zusätzlicher Umstand, mit dem wir, die wir in einem Land leben, dessen Sprache wir im Prozess des Schreibens nicht verwenden, konfrontiert sind.

Bei jeder möglichen Einladung zu einer Veröffentlichung oder einer Lesung müssen die Organisierenden berücksichtigen, dass das Manuskript noch durch die Hän-

de einer weiteren Person gehen muss. Verständlicherweise bedeutet das einen zusätzlichen finanziellen, aber auch zeitlichen Aufwand – und so sind die Texte von Autorinnen und Autoren, die nicht auf Deutsch schreiben, nie so unmittelbar und leicht zugänglich wie jene von Schreibenden, die in dieser Sprache zu Hause sind.

Deshalb empfinde ich das Übersetzen gelegentlich, anstatt es als Brücke zwischen verschiedenen Sprachen und Kulturen zu feiern, in meinem Fall auch als Hervorhebung jener Hürde, die mich daran hindert, zu einem sichtbaren Bestandteil der kulturellen Umgebung zu werden, die mich umgibt. Und ich habe das Gefühl, etwas zu verlieren – allein deshalb, weil ich in meiner eigenen Sprache schreibe. Etwas, das im Grunde genommen ein Wesensmerkmal jedes Schriftstellers ist, ganz gleich, ob er im Herkunftsland lebt oder in ein anderes Land gezogen ist, freiwillig oder unfreiwillig.

Ich selbst bin, wie vermutlich auch andere Autorinnen und Autoren in einer ähnlichen Situation wie der meinen, nicht auf der Suche nach Ruhm. Was ich suche ist lediglich größere Sichtbarkeit.

Und in Wirklichkeit ist wahrscheinlich jedes Buch, und sei es in alle Sprachen der Welt übersetzt, so gut wie unsichtbar, solange es nicht zumindest eine Person gibt, die es liest.

Doch nur weil etwas unsichtbar ist, bedeutet das nicht, dass es nicht existiert.

Worte verleihen der Unsichtbarkeit stets Gestalt.

• Davor Stojanovski

1987 in Skopje geboren, studierte Mazedonische und Südslawische Literatur, ist als Schriftsteller und Übersetzer tätig. Sein zweiter Roman wurde 2016 mit dem mazedonischen Literaturpreis „Roman des Jahres“ ausgezeichnet. Seine Romane wurden bisher ins Serbische, Bulgarische und Russische übersetzt. Er lebt und arbeitet in Kärnten/Koroška.

Übersetzung: Darja Mischkulnig-Stojanovska